

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 6

Artikel: Nebenamtlicher Amtsvormund
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073924>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Helen Sarasin

Nebenamtlicher Amtsvormund

Erinnerungen von ***

Die 30 Jahre, in denen ich als Vormund neben meiner Berufsarbeit Leute betreute, die, sei es durch die Ungunst der Verhältnisse oder durch eigene Mängel und Fehltritte, auf die Schattenseite des Lebens geraten sind, gaben mir Einblick in viele Menschenschicksale. Die meisten sind, wenigstens in ihrem äußeren Rahmen, viel gleichartiger und eintöniger, als ein Außenstehender annehmen könnte. Einzelne Fälle aber waren anders und verliefen anders als die übrigen. Heute, da ich mein Nebenamt aufgegeben habe, denke ich oft an sie zurück. Von diesen will ich erzählen.

Verbrechen wider Willen

Als ich vor vielen Jahren Hans zur vormundschaftlichen Betreuung zugewiesen erhielt, war er bereits ein gebrochener, greisenalter Mann, obschon er das 60. Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. Ich habe von ihm nie ein ungerades, unanständiges oder aufbegehrisches Wort vernommen. Er sprach immer liebevoll über seine Mitmenschen und anerkannte dankbar die kleinste, ihm erwiesene Wohltat.

Hans hatte als Junggeselle als Allerleier bei einem Bauern gearbeitet. Im Stall war er stets gewissenhaft besorgt um die ihm anvertrauten Haustiere gewesen. Er wirkte als sauberer Melker, fuhr mit seinen gepflegten Rossen nicht wie ein Mordio-Fuhrmann herum, er gönnte den Pferden nach schwerer Arbeit Ruhe, schnäfelte in der Bauernbuddig, was notwendig war, und verbrachte, obschon er mit keinem Menschen im Streit lag, die Mussestunden zurückgezogen in seinem Gaden. Es kam selten vor, daß er sich in einer Taverne ein Glas Gerstensaft oder ein bescheidenes Zweierlein spanischen Burgunder gönnte. Kurz, er war als nicht besonders gut bezahlter Bauernknecht die Liebe und Güte selber. Aber Hans verbrachte seine letzten Lebensjahre im Zuchthaus.

Hans hatte schon früher da und dort kleinere Scheunen angezündet, nie aber Bauernhäuser oder Wohnhäuser. Nach drei Feuersbrünsten, die er jedesmal verbüssen mußte, schien er von seiner ihm selber unbegreiflichen Feuersucht geheilt. Dann, genau fünf Jahre nach seiner letzten Haftentlassung, geschah das Furchtbare. In einem alten, alleinstehenden Bauernhaus, das Hans für unbewohnt hielt, und das er angezündet hatte, war ein ge-

brechliches, einsam lebendes Mütterlein in den Flammen umgekommen.

Von dem Tag an, als Hans den Tod der Einsamen vernahm, war er ein gebrochener und untröstlicher Mann. Nach der Verbüßung einer längeren Haft wurde er administrativ lebenslänglich in einem Zuchthaus versorgt.

Jedesmal, wenn ich Hans besuchte, bereute er unter Tränen seine schreckliche Tat und weinte über den Tod des Opfers seiner ihm unerklärlichen Feuersucht. Es tönt vielleicht beinahe merkwürdig, wenn ich berichten muß, daß Hans unter seinen Mitgefangenen geradezu als Liebling und Väterchen behandelt wurde. Kleinere Tagesarbeiten wurden dem schneeweißen Greis zugeteilt, und als Hofcoiffeur machte er die Bekanntschaft aller Mitinsassen des Zuchthauses, die ihn regelrecht verehrten.

Ich versuchte bei seinen Verwandten Verständnis für ihn zu gewinnen, besuchte vor allem seinen Bruder mehrmals und schrieb ihm auch öfters. Ich hoffte, Hans die verlorene Bruderliebe, die er so notwendig gehabt hätte, zurückzugewinnen. Aber man schämte sich seiner und wollte nichts mehr mit einem «Mörder» zu tun haben. Hans ist dann ganz unerwartet nach kurzer Krankheit gestorben.

Die Wandlung

Mein Mündel Köbi ist ein armes, geistig und körperlich in der Entwicklung zurückgebliebenes Menschenkind. Er ist seit Jahren bei einem Landwirt versorgt. Die Pflegefamilie bringt Köbi volles Verständnis entgegen und hält ihn sehr gut. Köbi hat einen großen Stolz: seine Uhr, die er mit einem kleinen Schlüssel aufziehen kann. Sie ist ordentlich schwer und so großkalibrig, daß sie ohne weiteres einem Kleinkind als Bettflasche dienen könnte. Am meisten Freude macht Köbi das Fuhrwerken mit seinen beiden Lieblingen, dem Fuchs und dem beinahe 20jährigen Choli. Da sieht man ihn dann auf einem Bauernwagen thronend stolz die beiden leiten. Dazu lacht er froh und blickt, auch wenn es regnet, offensichtlich vergnügt in die Welt.

Aber im Kuhstall arbeitet Köbi nur mit größtem Widerwillen. Das Misten stößt ihn ab. Immer wieder schlägt er seinem lächelnden Meister in allem Ernste vor, alle Horntöchter auf die ferne Weide zu treiben, auch in den Wintermonaten.

Hie und da wird Köbi recht störrisch. Er glaubt, die Meisterleute am meisten strafen zu können, wenn er in seinen Kolderzeiten keine Nahrung aufnimmt und dazu dreinschaut wie ein tauber Muni. Dann kann er sich stundenlang auf dem Heustock verstecken, wo er ganz für sich mit der ganzen bösen Welt im Krieg lebt. Nur eines treibt ihn gegen Abend aus dem Versteck hervor, das Rauchen. Mit schwer zu überbietender Freude und reiner Burgerlust zieht er an seinem glimmenden Stumpen und zeigt sich dabei wieder glücklich wie kaum ein Mensch.

Mein Mündel Köbi hat wohl auch noch Verwandte, aber er will nichts von ihnen wissen, weil er Ratschläge, auch noch so gut gemeinte, schlecht verträgt. Wenn er im Koldrian lebt, möchte er am liebsten die ganze Welt aus den verrosteten Angeln heben und in die Luft sprengen. In solchen Launen besucht er am häufigsten mich.

Begreiflicherweise verleidet es auch seinen gutmeinenden Arbeitgebern, wenn er wochenlange Störungen zu verwerchen hat und keinem Menschen ein gutes Wort gönnt. So kam es, daß man Köbi nach vielen Ermahnungen schließlich doch in einer Verpflegungsanstalt versorgen mußte. Hier war Köbi äußerst unglücklich. Er ließ sich mit keinem Menschen in ein längeres Gespräch ein und konnte tage- und wochenlang für sich allein weinen und klagen. Es flogen Briefe hin und her, die er sich schreiben und vorlesen ließ. In diesen versprach er das Blaue vom Himmel herunter, nie mehr wolle er koldern, jede Arbeit wolle er verrichten (in der Anstalt rührte er überhaupt keine Arbeit an). Im letzten Brieflein verhiess er sogar, mit größter Freude im Kuhstall misten zu wollen. Jeden Tag wartete er darauf stundenlang, sonntäglich gekleidet, im Anstaltshof. Er glaubte felsenfest daran, daß man ihn wieder holen werde.

Endlich war es wirklich so weit. Wie strahlte, lächelte und weinte doch Köbi, als er mir seine zitternde und fiebernde Hand zum Gruß darbot. Sein ganzes Gesicht leuchtete wie ein helloderndes Augustfeuer, als wir sein buntbemaltes Trögli mit seinen Siebensachen auf einem Bockwägeli festbanden. Auf der Heimfahrt sprach er vor Freude kein Wort, und einen kurzen Stundenhalt in einer Dorfpinte lehnte er kopfschüttelnd ab. Beinahe hätte man für ihn Angst haben müssen, so fieberrot sah er vor Freude aus. Als wir nach zweiein-

halb Stunden bei seinem früheren Arbeitsplatz ankamen, sprang ihm Barri, der treue Hund, winselnd entgegen. Zwei alt vertraute Freunde hatten sich wieder gefunden.

Und nun das Erstaunliche: Die Wandlung bei Köbi hat angehalten. Sein Hauptvergnügen ist, jedes Schwingfest in seinem Revier zu besuchen. Mit seinem immer glänzenden Fahrrad erreicht er frohgelaut die Schwingplätze, die er liebt wie das Paradies. Er, der stark gehbehinderte, schwerfällige und langsame Mann freut sich, wenn er die Schwinger kräftig sieht. Immer, und das scheint für ihn typisch, nimmt er Partei für den Verlierer.

Der wilde Benz

Mein Mündel Benz befindet sich nun im AHV-Alter. Aber daß er mit zunehmenden Jahren gescheiter, bedächtiger oder gar reifer gewor-

den wäre, könnte man mit dem besten Willen nicht behaupten. Benz war früher Schreiner und ist vor Jahrzehnten durch eine in Brüche gegangene Liebschaft ein rechter Liederian geworden. Er haßt alle Frauen wie Büchsenpulver. Sieht er irgendwo in oder vor einem Bauernhaus eine besetzte Wiege oder einen Kinderwagen stehen, so fragt er mit langgezogenem Gesicht: «Weibsbild oder Menschenkind?» Frauen ästimiert Benz bloß (und auch dann nur Gurgelsekunden lang!) wenn sie ihm in den Schnaps etwas heißen Kaffee schütten. Ja nicht etwa umgekehrt, das würde er als Weibergeiz lästern.

Benz streicht bei Sturm und Regen, Schnee und Donnerwetter in seinem Jagdrevier herum. Er behauptet, bei klarblauem Wetter sei es keine Kunst spazieren zu gehen. Wenn die Sonne scheint und es warm ist, liegt er irgendwo im Wald.

Da mussten andere lachen

Es war im Trolleybus. Ich war die einzige, die stehen mußte, so hielt ich mich an der Nickelstange. Ich schaute aus dem Fenster.

Nach einer Weile fühlte ich mich betrachtet und bemerkte dann auch einige lächelnde Gesichter. Ich wurde unsicher. War etwas an meiner Kleidung oder an meinem Gesicht nicht in Ordnung? Denn ich hatte pressiert und im Geschäft nicht mehr in den Spiegel gesehen. Als ich auf die andere Seite schaute, hatte ich den Eindruck, daß sich auch da auf allen Gesichtern ein mehr oder weniger deutliches Lächeln abzeichnete. Ich wurde noch unsicherer.

In diesem Augenblick machte der Bus einen Bogen, um anzuhalten. Ich fühlte, wie die Stange leicht schwankte. Da mich das wunderte, schaute ich zur Decke und gewahrte, daß die Stange, an der ich mich festhielt, gar nicht bis dorthin reichte. Mein Blick wanderte der Stange nach abwärts und ich erschrak:

Da saß vor mir ein gesetzter Herr, nett, rotbackig, mit verschmitztem Lächeln und hielt mit seinen Händen und zwischen den Knien eine genau gleiche Nickelstange fest, wie jene, die im Bus tatsächlich angebracht waren, um sich daran festzuhalten.

Ich entschuldigte mich und war froh, daß ich aussteigen mußte. Denn mir war so heiß geworden, daß diese komische Stange, die ich und der gesetzte Herr zusammen in Händen gehalten hatten, vielleicht noch zu glühen begonnen hätte. Ich hörte kaum noch, wie das Lachen nun aus den anderen Passagieren hervorbrach. Ich selber konnte erst zu Hause lachen.

A. R. in Z.

Was er treibt? Am liebsten rein nichts! Hat er Geldmangel, nun, dann erstellt er irgendwo bei einem Bauernhaus Reiswellen oder er übernimmt da und dort kleine Schreinerarbeiten. Dabei läßt er sich nicht gerne stören und philosophiert vor sich hin. Maulaffen feilhaltende Menschen ärgern ihn. Aber im übrigen ist er mit der Welt zufrieden. Ihm steht ja sein grosses, hügeliges Jagdrevier zur Verfügung.

Selten oder nie wagt sich Benz in ein Dorf hinunter. Er scheut die Leute nicht, aber er fühlt sich glücklicher als Einsiedler. Eine Stelle meidet er immer, auch wenn er kein besonders schlechtes Gewissen mit sich führen muß: den Polizeiposten. Auch Federfuchser, wie er die Schreibkundigen titulierte, mag er nicht leiden.

Benz ist seit 20 Jahren wegen liederlichen Lebenswandels bevormundet. Es mag vor ungefähr 12 Jahren gewesen sein, als mir telefonisch gemeldet wurde, mein Mündel sei ein Opfer eines Fahrradunfalls geworden. Sofort ordnete ich die Überführung in ein Krankenhaus an. Benz war, da der Schnaps sich wieder einmal als ordentlich stärker als er erwiesen hatte, gestürzt und hatte dabei einige Rippen und ein Schlüsselbein gebrochen. Im Operationssaal konnte man ihm nur mit größter Mühe die schwarze Unterwäsche vom Leibe lösen. Besonders das Leibchen schien, wie mir der Chirurg später erzählte, am fettwulstigen Leibe geradezu angewachsen. Ich besuchte Benz im Spitalzimmer zu mehreren Malen und erklärte ihm, daß es wohl besser für ihn wäre, wenn er in ein Pflegeheim zöge. Er sagte weder ja noch nein, und die Einlieferung in ein Heim wurde vorbereitet. Aber knapp zwei Tage bevor der Abtransport vorgesehen war, erhielt ich von der Oberschwester des Krankenhauses den Bescheid, Benz sei plötzlich verschwunden. Ich ließ ihn polizeilich suchen und ging schließlich selber über Berg und Tal, um den ausgeflogenen Vogel einzufangen. Die Bauern, denen Benz ab und zu kummelig kommt, verrieten seinen Aufenthaltsort nicht. Wenn ich mich bei ihnen erkundigte, lachten sie nur auf den Stockzähnen und erklärten, von ihm nichts zu wissen.

Übrigens: Während des letzten Weltkrieges bezog Benz nicht eine einzige Lebensmittelkarte; und für die kleine Suva-Rente, die er wegen eines unbedeutenden Unfalls mit sogenannten bleibendem Nachteil monatlich erhält, zeigt er kein Interesse, ebensowenig für die AHV-Rente. Beide gehen nun via mich auf

sein Konto. Eine bescheidene Erbschaft, die ihm vor Jahren zufiel, läßt er auf dem Sparheft liegen. Höchstens fragt er mich einmal: «Wie steht es mit meinen Kapitalien? Ich habe allerdings nicht im Sinn aus den Zinsen zu leben.»

Es ist ein wahres Elend mit Benz. Er kann nicht sein, ohne ein großes Quantum starken Branntweins zu gurgeln, und er bekommt in unserem menschenarmen Hügelland immer seinen Kartoffelschnaps, den ihm die Bauern gönnen wie seine Freiheit. Die Bauern brauchen auch wirklich keine Angst zu haben, Benz könnte irgendeinmal eine Dummheit anstellen, ein Haus anzünden oder einen Diebstahl begehen. In dieser Hinsicht ist Benz' Schild blitzblank. Aber er ist seiner Trunksucht wegen selber gefährdet. So habe ich meinen lieben Benz mit schwerem Herzen erneut polizeilich suchen lassen, um den Zittergreis in ein Pflegeheim zu internieren. Die Nachforschung blieb wiederum völlig fruchtlos. Mir bangt um Benz und ein bißchen auch um mich. Ich würde nicht gerne in einer Zeitung in zentimeterhoher Überschrift lesen: «Größter Skandal um einen bedauernswerten Greis. Zustände wie vor Jahrhunderten!» Aber immer und immer kann ich auch nicht auf der Jagd nach Benz sein. Und zudem kennt er sein Revier besser als alle Hasen und Füchse.

Der Zweifränkler

Mein Mündel Vreneli hatte leider beide Eltern recht früh verloren. Als Vollwaise war sie dann da und dort, meistens auf abgelegenen Bauernhöfen verkostgeldet worden und mußte auf Feld und Acker, in Stube und Stall Handlangerdienste leisten. Sie hat es nie gut getroffen. Überall fehlte ihr die Mutterliebe. Auch bei den Schulkameraden fand sie keinen Halt, obschon ihre Leistungen, besonders in sprachlicher Hinsicht, gar nicht schlecht, ja sogar recht erfreulich waren. Immerhin mußte sie sich in der Schule doch nicht geradezu verstossen fühlen. Aber dann trat eine zukunfts schwere Wendung ein.

Die Schulkinder sammelten Geld, um dem aus dem Schuldienst zurücktretenden ergrauten Schulmeister ein Abschiedsgeschenk zu kaufen. Vreneli wollte auch gerne einige Rappen beisteuern. Sie wurde jedoch von ihren lieblosen Pflegern, die übrigens mit dem alten

Lehrer auf Kriegsfuß standen, schroff zurückgewiesen, als sie einen Batzen erbat. Die Demütigung, den greisen Lehrer nicht mitehren zu dürfen, brach dem Mädchen fast das Herz. So stahl Vreneli in der Küche einen Zweifränkler. Die Verfehlung kam aus. Der Trotzkopf wollte jedoch nichts zugeben und behauptete, das Geld auf der Straße gefunden zu haben.

Von diesem Zeitpunkt an wurde Vreneli nicht nur in der lieblosen Pflegefamilie, sondern auch in der Schule, wo der Diebstahl bekannt gemacht worden war, regelrecht verfolgt. Darauf traten oft Diebstähle in der Schulstube auf. Wenn irgend etwas gestohlen wurde, stellte man Vreneli als Diebin hin. Hie und da zu Recht. Sie gab nie etwas zu, auch das nicht, was ihr klipp und klar bewiesen werden konnte.

Nun kam die Anstaltsversorgung. Jede Internierung in einem Erziehungsheim hat, wie man weiß, ihre Schattenseiten. Es braucht schon ganz besondere Charaktervorzüge, wenn bei einem Mädchen alles das, was es in einem solchen Heim von den Kameradinnen zu hören

bekommt, nicht auch abfärbt. Unser chruselhaariges, schwarzlockiges Mädchen konnte leider den Anfechtungen nicht widerstehen. Es widersetzte sich der schulmeisterlichen Aufsicht und der engherzigen Leitung. Einer Vormünderin, die sie überall als verpfushtes Menschenkind hinstellte, begegnete sie begreiflicherweise mit sturer Abwehr. Neue Kleider, anständige Schuhe und notwendige Wäschestücke wurden ihr nicht gekauft. So stahl sie sich eben diese Dinge und glitt auf der schiefen Bahn immer tiefer. Dummheiten häuften sich auf Dummheiten, vielfach waren es reine Trotzhandlungen. Und dann wurde die damals Vierundzwanzigjährige noch tuberkulös. Ein Aufenthalt in einem Sanatorium erwies sich als dringend notwendig. Dort verliebte sich Vreni zum ersten Mal und brannte mit ihrem Liebhaber durch, nächtigte im Freien und wurde – es war im Winter – sterbenskrank wieder in das Sanatorium eingeliefert. Vreni hatte bisher nicht weniger als ein Dutzend Jahre in Heimen und Strafanstalten verbracht.

GEBET

Manchmal scheint die Welt,
in der wir wohnen,
geifernder Dämonen
Urgelände ...

Mir geschieht, daß ich
durch Tun und Schweigen
meiner Seele eigen
Bildnis schände ...

Vater! Gnade wärs, wenn ich
durch Tiefen,
die mich teuflisch riefen,
heimzu fände ...

Josef Rennhard

Da, endlich, nach zwei Jahren stiller Kurdauer im Sanatorium, kam Vreni zur Besinnung. Sie verzichtete auf eine ihr angebotene Heirat. Sie erklärte, sie sei vorläufig nicht sicher, ob sie sich halten könne, und Mann und Kinder wolle sie keineswegs gefährden. Fräulein X. ist nun aus der Vormundschaft entlassen worden. Sie steht als gereifter Mensch im Leben draußen, bringt sich selbständig und ehrlich durch. Sie arbeitet regelmässig in einem großen Erziehungsheim mit. Sie besitzt eine eigene, sehr gepflegte Wohnung und führt sich in allen Teilen sehr gut auf. Allerdings bleibt sie absichtlich allein. Sie will von keinem Menschen mehr abhängig sein, und an wahre Liebe kann sie nicht glauben, auch heute noch nicht, weil ihr eine solche in ihrer verdorbenen Kindheit auch nie geschenkt worden ist.

Der Hochstapler

Ernst war durchaus nicht armer Leute Kind, aber er brachte seine besorgten Eltern sozusagen an den Bettelstab. Als Knabe erlebte der mittelmässig schulbegabte Bub eine allzu freiheitliche Jugendzeit. Er wurde besonders von der Mutter vollständig falsch eingeschätzt und arg verhätschelt. Und sein Papa gab ihm immer zuviel Taschengeld, das Ernst auf lieberliche und großgeberische Weise verpraßte. Mitschülern gegenüber trat er als kleiner Krösus auf.

Dieser Ernst verbrachte später zu verschiedenen Malen mehrere Jahre in Strafanstalten. Gestohlen hat er nie, und wenn er Geld besaß, so spielte er überall den Spender. War das Geld verbraucht, so hungerte er sich wie ein verschupftes Lamm durch das Leben, bis eine neue trübe Geldquelle zu sprudeln begann.

Ernst verstand es, großartig aufzutreten. Er hielt es mit den Worten «Kleider machen Leute» und hat damit manche Dame aus besserem Hause zu seinem Opfer gemacht. Nüchtern ausgedrückt, er war ein Heiratsschwindler. Eines aber muß ihm zugestanden werden, er benahm sich stets gebühlich gegen das schwache Geschlecht. In dieser Hinsicht stand er immer sauber da, ein Ritter ohne Schuld und Tadel. Er brachte seine weiblichen Opfer nie um etwas anderes als um das Geld. Trotz wiederholten längeren Gefängnisstrafen nahm Ernst seinen Schwindel immer wieder auf. Bald gab er sich als studierter Landwirt mit einem

großen Bauernhof aus, dann war er wieder Akademiker mit glänzenden Promotionen, besaß große Fabrikbetriebe im In- und Ausland mit Hunderten von Angestellten und Arbeitern, oder er war bereits durch eine märchenhafte Erbschaft zum Großrentner geworden. Holte Ernst beispielsweise eine zukünftige Gattin in einem Taxi am Bahnhof ab (weil der eigene Wagen zufällig in einer Garage stand!), so verteilte er vorher unter den Gassenbuben Geldstücke, damit sie ihn, wenn er mit seiner Dame spazieren ging, als Herr Doktor, Herr Vorsteher, Herr Direktor oder als Herr Verwalter begrüßten. Und die Buben taten das mit großer Lust.

Weiß der Himmel, wie es Ernst fertig brachte: bald stand er vor dem notariellen Abschluß eines Fabrikkaufs, erwarb gewerbliche Großbetriebe, oder mietete in einem Gartenquartier einer ostschweizerischen Großstadt eine von unten bis oben völlig neu möblierte Villa. Bis zu diesem Punkte brachte er es immer, aber jedes Mal kam die Sache schließlich doch aus. So war er schon zu verschiedenen Strafanstaltsaufenthalten gekommen, wobei er nach und nach bei der Preisverteilung in die höchste Progression hineinrutschte. Es schien auf ihn keinen besonderen Eindruck zu machen. Bald begann er von neuem mit goldkronengeprägten Visitenkarten mit dem wohlklingenden Namen «Herr Baron von und zu Rapperswil», oder er bestellte in Hotels drei und vier Zimmer für den «Grafen von Neukirch» und konnte dann immer wieder längere Zeit aus seinen Schwindeleien leben.

Alles was ich bis jetzt erzählt habe, fällt durchaus nicht aus dem Rahmen dessen heraus, was man aus der Gerichtsberichterstattung gewohnt ist. Es würde sich nicht lohnen, es zu schreiben noch zu lesen ohne den Schluß der Geschichte, der höchst ungewöhnlich ist.

Heute verdient Ernst nämlich sein tägliches Brot recht und schlecht. Und seine Ehefrau, mit der er vier eigene Kinder anständig großzuziehen weiß, arbeitet fleißig im Haushalt. Sie bewohnen glücklich und sorgenfrei eine gut möblierte Dienstwohnung. Er ist Privatchauffeur.

Sein heutiger Arbeitgeber war über das Vorleben Ernsts völlig im Bild, aber er wollte dem dummdreisten «Tschottel», wie er ihn nannte, eine letzte Chance geben, und Ernst hat seine Pflichten als dienstbeflissener Chauffeur, vorsorglicher Ehemann und liebevoller Vater seit

Jahren voll und ganz erfüllt. Er spielt heute nicht mehr mit Damenherzen und ist glücklich, mit seinem Brotherrn weite Reisen ausführen zu dürfen, die ihn auch in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, nach den USA führen. Er erzählt mit bescheidener Zurückhaltung von seinen Reiseerlebnissen mit dem steinreichen Arbeitgeber, der ihm das beste Zeugnis ausstellt. Heute trübt Ernst tatsächlich kein Wasserlein mehr; er ist geheilt.

Otteli

Es mag von fragwürdigem Wert erscheinen, über ein Menschenkind wie Otteli überhaupt zu berichten, und dennoch war er mir in meiner langjährigen Tätigkeit als nebenamtlicher Amtsvormund immer der liebste Mündel. Nicht daß er sich durch besondere körperliche oder geistige Vorzüge ausgezeichnet hätte. Ganz im Gegenteil: Otteli lag zeitlebens tagsüber in einem außergewöhnlich langen Stubenkorb und nachts in einem langen Doppelbett. Er konnte kein Wort sprechen. Sitzen konnte er auch nicht. Seine Mutter war eine geisteschwache Frau, und nicht einmal sie selber kannte den Vater ihres einzigen Buben.

Nachdem Otteli und seine Mutter die Entbindungsabteilung des Kantonsspitals verlassen hatten, kümmerte sich die Mutter nie mehr um ihren Buben. Otteli kam zu einem bescheidenen Kleinhandwerker in Pflege, der nebenbei mit seiner Ehefrau noch einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb besorgte, vier magere Geißlein zu melken hatte und ein gar stotziges und schattenhaldenes Äckerlein bebauen konnte. Otteli wurde geradezu mustergültig gepflegt. Es braucht wohl kaum besonders betont zu werden, daß der arme Mündel nie so weit kam, um auch nur melden zu können, wenn er sich erleichtern mußte.

Wenn ich Otteli ab und zu besuchte – man sagte mir dann immer, er kenne mich – so grinste er laut auf, biß sich zudem aus scheinbarer Freude in die Lippen und blutete dann. Seine größte Freude war, wenn er im Frühjahr nach langen dunklen Wintermonaten, die er meistens im Stubenkorb in der halbdunklen Werkstatt des Pflegevaters zubrachte, wieder vor das Haus geführt wurde und dort den Bauern bei ihren landwirtschaftlichen Arbeiten zuschauen konnte. Sah er Pferde am Pfluge, Kühe weiden, oder schnupperten die Ziegen an

seinem Stubenkorb, so brüllte er laut auf, schien zu lachen und biß sich wieder wund. Die Talbewohner mochten Otteli wohl, und jung und alt, arm und reich, bewunderten seine liebevollen und treuen Pfleger, die nie müde wurden, ihn zu reinigen und für ihn zu sorgen.

Als Otteli bereits das Alter überschritten hatte, in dem man sonst eine Lehre antritt, schien es mir, seine alten Pfleger hätten doch allzuviel Mühe mit ihm. Als ich ihnen deshalb eröffnete, daß Otteli in einigen Wochen in ein Heim für unheilbar Kranke eintreten könnte, weinten beide Pfleger. Es geschah bestimmt nicht wegen des kleinen Pflegegeldes, im Gegenteil: die beiden anerbieten sich, Otteli sogar kostenlos zu behalten. Das wollte und durfte ich nicht verantworten, und auf mein Gesuch hin bewilligte die verantwortungsbewußte Vormundschaftsbehörde ein wesentlich erhöhtes Pflegegeld.

Löffel um Löffel, Gabel um Gabel mußten die Speisen dem armen Menschen eingegeben werden. Er war nicht einmal fähig, selber aus seiner Schnabeltasse zu trinken. Die gütigen Pfleger besaßen einen eigenen gesunden und kräftigen Sohn, der seinem Vater in der Werkstatt beistand. Auch er liebte seinen leidenden «Bruder». Da, plötzlich starb der greise Pflegevater. Daraufhin schenkte die Pflegemutter nun alle ihre Liebe Otteli, und es war rührend zu sehen, wie der eigene Sohn dies ohne Groll ertrug. Auch er schien, wie seine Eltern dem Bibelwort nachzuleben: «Was du einem meiner geringsten Brüder getan hast, das hast du mir getan».

Als es bei der Pflegemutter ans Sterben ging, bat sie ihren Sohn und die Schwiegertochter unter heißen Tränen, Otteli doch ja immer zu behalten. Sie versprachen es ihr in die erkalten Totenhand.

Nach dem Hinschied der Pflegemutter trat aber mit dem armen Otteli eine merkwürdige Wendung ein. Er wurde tobsüchtig. Er brüllte laut auf, wie ein Tier, zerriß Hemd, Kleider und Bettwäsche und verweigerte die Nahrung. Er mußte daraufhin auf die Weisung des Hausarztes in eine Irrenanstalt hospitalisiert werden. Dort lebte er nur noch 14 Tage, dann schied er dahin. Weder Kränze noch Blumen schmückten seinen Sarg, aber tief erschüttert folgten ihm seine jungen Pfleger und ich. Darf ich es gestehen: An seinem frisch aufgeworfenen Grabe weinten wir drei wie kleine Kinder. Warum wohl? Dem Toten ging es nun ja gut.